



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Naturgeschichte des Volks.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Naturgeschichte des Volks.

Die Naturgeschichte des Volks als Grundlage einer deutschen Socialpolitik. Von W. S. Riehl. Drei Bände. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart und Augsburg, Cotta. —

Ein Buch, welches einen so außerordentlichen Zugang bei fast allen Schichten des Volks gefunden hat, wie das vorliegende, kann nicht ohne Werth sein. Der Geschmack des Tages, vor allem aber der Wunsch einer großen politischen Partei, ihre egoistischen Interessen auch vom Standpunkt der Bildung und Menschenliebe aus zu rechtfertigen, erklärt vieles, allein doch nicht alles; und in der That finden sich unter Riehls Beobachtungen sehr viele, die uns durch Feinheit des Blicks und durch Lebendigkeit der Darstellung anziehen, freilich hart daneben auch andre, in die wir beim besten Willen keinen haltbaren Sinn hineinlegen können. Dürfen wir also beim Eingang unsrer Kritik einen allgemeinen Wunsch aussprechen, so wäre es dieser, daß Riehl seine Arbeit in der feuilletonistischen Form, in der sie ursprünglich gedacht war, gelassen und nicht durch den Schein einer systematischen Durcharbeitung eine falsche Vorstellung erweckt hätte. Er erzählt selbst in der Einleitung, seine Arbeit sei nicht gemacht, sondern geworden, er sei nicht mit einem bestimmten Princip, mit einer bestimmten Ueberzeugung daran gegangen, sondern aus vielseitigen Beobachtungen habe sich ihm ein Princip erst allmählig und naturwüchsig entwickelt und so sei durch Aneinandergliederung des Einzelnen ein organisches Ganze entstanden. — Auf diese Weise kann sich eine Ueberzeugung entwickeln, aber kein wissenschaftliches Lehrgebäude. Zu diesem gehört noch ein zweiter Proceß. Wenn man sich aus vielen einzelnen Anschauungen eine Meinung entwickelt hat, so muß man alsdann die Richtigkeit derselben an allen Fällen prüfen; man muß dasjenige, was gegen dieselbe spricht, ebenso gewissenhaft zusammenzählen, als dasjenige, was sich dafür zu entscheiden scheint, und erst durch einen genauen Vergleich dieser beiden Reihen wird sich ein Facit ziehen lassen. — Diese Arbeit hat Riehl nicht gethan. Er ist bei seinen ursprünglichen Beobachtungen stehen geblieben und hat die Lücken entweder durch willkürliche Einfälle ausgefüllt oder er hat sie auch ganz unbeachtet gelassen. Die Mangelhaftigkeit dieses Verfahrens hat er wohl gefühlt; aber



anstatt sie offen einzugestehen, anstatt sich damit zu begnügen, einzelne Bausteine zusammenzutragen, aus denen dann ein Späterer etwas Ganzes aufbauen möge, hat er sie durch einen hochfahrenden Ton zu verstecken gesucht, der ihm nicht ziemt, denn das Buch wimmelt von Widersprüchen und läßt uns fast überall im Stich, wo wir eine entscheidende Folgerung erwarten. Von Zeit zu Zeit blickt er spöttisch auf die Nationalökonomien, die bei einem einseitigen Standpunkt stehen bleiben und daher leicht alles berechnen können. In der That, der Standpunkt der Nationalökonomie ist ein einseitiger, weil er von gewissen Rücksichten abstrahiren muß, obgleich auch hier neuerdings durch Roschers Arbeiten der concreten Ansicht des Lebens ihr volles Recht widerfährt: aber die Hauptsache ist, die Nationalökonomie rechnet mit Factoren, die sie im Einzelnen genau erforscht und deren Zusammenhang sie sich klar gemacht hat; die angebliche neue Wissenschaft der Socialpolitik dagegen läßt sich in der Auswahl wie in der Anwendung ihrer Beobachtungen vom Zufall bestimmen. Man wird das Buch mit großem Vergnügen lesen, aber man wird nicht überzeugt werden. — Zuweilen ist es komisch, wie Niehl zwei widersprechende Einfälle ganz einfach nebeneinander stellt, ohne sich darüber zu erklären, welchen von beiden er für richtig erachtet. So schildert er im dritten Band, S. 172, die Vortrefflichkeit des Hausregiments, welches sich nicht bloß auf Dienstboten, sondern auch auf die Hausthiere erstreckt. Er wird bei dieser Schilderung ganz poetisch. „Gegenüber unserm Hunde sind wir die allwaltenden Götter, Schicksalspinnende Dämonen; darum vertraut der echte Hund blind seinem Herrn.“ Nun kommt ihm aber ein anderer Gedanke in den Sinn: „Was freilich ein Hund im stillen Sinne denkt, wenn er die fredliche Hand des Herrn leckt, die ihn maltrairt, das hat uns bis jetzt noch keiner gesagt.“ Diesen Gedanken, den er nicht unterdrücken kann, setzt er in Parenthese hinzu, und ohne zu merken, daß dadurch seiner Beweisführung gradezu die Spitze abgebrochen ist, fährt er fort: Darum u. s. w. Diese Gemüthsverfassung, sich einer für den leitenden Gesichtspunkt wesentlichen Betrachtung dadurch zu entschlagen, daß man sie einfach fallen läßt, mag für den humoristischen Dichter sehr geeignet sein, für die Wissenschaft ist sie es jedenfalls nicht. Niehl glaubt dadurch eine höhere Stufe der wissenschaftlichen Kunstform erstiegen zu haben, daß er die gerade Linie derselben durch humoristische Kreuz- und Quersprünge verzerrt. Diese Manier ist heutzutage nicht selten, sie ist aber durchaus verwerflich, denn in der Wissenschaft fördert nur derjenige Weg, bei dem man keinen Schritt zurückmachen darf.

Wir gehen nach diesen allgemeinen Bemerkungen auf das Einzelne über. Da die Entstehung des Buchs nach dem Geständniß des Verfassers selbst eine zufällige ist, so wird es uns verstatet sein, die Ordnung desselben umzukehren und mit dem zu beginnen, was man gewöhnlich als das Ursprüngliche der gesell-

gen Zustände betrachtet, mit der Familie d. h. mit dem dritten Bande des Buchs.

Den sehr richtigen Grundgedanken, daß schon in dem physiologischen Unterschied zwischen Mann und Weib sich zeigt, daß die Menschen nicht zur absoluten Gleichheit bestimmt sind, führt Niehl mit etwas mehr Eifer aus, als nöthig wäre. Es gibt zwar Hirnverbrannte Subjecte, die in ihrer Doctrin nichts davon zu wissen scheinen, daß der Mann zeugt, während das Weib gebiert, aber gegen diese ist es unnöthig, zu Felde zu ziehen. Niehl thut es auch nur, um geschwind einen falschen Schluß einzuschleiben (S. 5). „In dem Gegensatz von Mann und Weib ist die Ungleichartigkeit der menschlichen Berufe und damit auch die sociale Ungleichheit und Abhängigkeit als ein Naturgesetz aufgestellt.“ Das ist ein Satz, den Herr von Gerlach mit großem Vergnügen lesen wird. Aber wo in aller Welt findet sich eine Logik, nach der folgender Schluß erlaubt wäre: „Das Weib ist von Natur dem Manne ungleich, folglich sind auch die Männer einander ungleich.“ Uebrigens läßt Niehl den Satz wieder fallen; aber es ist doch nicht gut, durch Anklebung solcher Parteilichwörter sich der vornehmen Welt zu empfehlen.

Ueber den Gegensatz der beiden Geschlechter finden sich sehr viel feine und sachgemäße Bemerkungen. In barbarischen, uncultivirten Zuständen sind die Weiber vom Manne nicht qualitativ, sondern quantitativ unterschieden, daher die Frauen die Knechte des Mannes; in einer übertriebenen Civilisation dagegen ist der Gegensatz der Geschlechter auf die Spitze getrieben. So war es in dem heuchlerischen, unsittlichen Minnedienst des Mittelalters, so ist es zum Theil wieder in unsern Tagen, wo es für unweiblich gilt, wenn man nicht von dem Anblick einer Spinne Krämpfe bekommt. „So zwingen wir die gebildete Frau, entweder in reiner Unthätigkeit zu verharren oder die Schranken ihres Geschlechtes zu durchbrechen und ihrem Thätigkeitstrieb in Dingen, die außerhalb des Hauses liegen, Genüge zu leisten. Die feinste Spitze der Gesellschaft biegt sich hier wieder zur ursprünglichen Barbarei zurück, und die Dame des europäischen Salons verbringt gar oft ihr Leben ganz in derselben Weise, wie das ungebildete Weib des orientalischen Harems, dessen Tagesarbeit erfüllt ist, wenn es sich gepuht, gebadet, mit Oelen und Pomaden gesalbt und zum Zeitvertreib ein wenig gestickt oder gewebt hat.“ — Diese Ueberschärfung der Weiblichkeit übt die nachtheiligsten Einflüsse auf unser ganzes Leben aus. So wird die Literatur und Kunst für Frauen und von Frauen immer selbstständiger; sie wirkt bereits auf unsre gesammte Entwicklung in Wissenschaft und Kunst leise, aber sicher zurück. Unsre ganze Belletristik ist unter den Pantoffel gekommen. Das massenhafte Aufsteigen weiblicher Berühmtheiten und ihr Hervordrängen in die Oeffentlichkeit ist allemal das Wahrzeichen einer krankhaften Nervenstimmung des Zeitalters. Namentlich in der vornehmen Welt

strahlen die Einflüsse der Ueberweiblichkeit von den Frauen auch auf die Männer über, und das Uebermaß der Sonderung der Geschlechter droht sich dadurch wieder auszugleichen, daß der feine Mann weiblich wird, ein Milchgeschicht an Leib und Seele. Mit der Frivolität geht bald die religiöse Heuchelei, verschwommene pietistische Schönseeligkeit Hand in Hand und die Büsserinnen selbst unterwühlen den sittlichen Ernst des religiösen Geistes. Von Frauen ist der Kongecultus und ähnliches ausgegangen. So haben gar viele überweibliche Frauen auch im ersten Rausche unsrer letzten revolutionären Bewegung sofort ihren natürlichen Geschlechtsberuf des Beharrens und Bewahrens vergessen und den Radicalen begeistert zugejubelt. Die Demokraten mit ihren jungen, stattlich bebarteten Wortführern, mit ihren Turnerscharen, den wallenden Fahnen und wogenden Federn, den malerischen Volksversammlungen, den prächtig declamirenden Volksrednern stellten mehr dar, als sie thaten und waren. Der weiblichen Natur entging diese Wahlverwandtschaft nicht. Die gesetzten, glatt rasirten, conservativen Männer dagegen, deren Chorsführer in den Parlamenten einen bedenklich starken Beitrag zur Statistik der Glasköpfe lieferten, stellten für ein Frauenauge äußerlich wenig oder nichts dar. Aber auch die politische Lehre der Demokraten entsprach jenem merkwürdigen radicalen Naturrecht der Gesellschaft, welches sich bei den Frauen sofort da ausbildet, wo sie das feste geschichtliche Recht der überlieferten Sitte aufgeben. Anstatt also so viel von der Emancipation der Frauen zu reden, sollten wir lieber daran denken, uns von den Frauen zu emancipiren.

Dies ist, abgesehen von einzelnen, theils passenden, theils unpassenden Nebembemerkungen der Gedankengang des Buchs, dem wir im Wesentlichen beipflichten. Es kommt jetzt nur darauf an, für die richtig aufgedeckten Schäden auch die richtige Abhilfe zu finden und hier ist Nicht rathlos.

Zunächst sollte man denken, daß die weibliche Erziehung ins Auge gefaßt werden müßte. Wenn die Frauen eine ganz andre Logik haben, als wir, so liegt das zum großen Theil an ihrer falschen Erziehung. Man gewöhnt sie an Virtuosität des Gefühls, an Schnellfertigkeit des Urtheils, aber man entzieht ihnen die gründliche Kenntniß auch des geringfügigsten Gegenstandes. Es fehlt ihnen jene Zucht des Gedankens, die für das Denken überhaupt nothwendig ist.

Statt in einer verbesserten Erziehung sucht aber der Verfasser das Heilmittel in einer veränderten gesellschaftlich-politischen Stellung der Familie. Die Frauen sind ihrer Natur wie ihrer Bestimmung nach conservativ, die bevorzugten Träger der socialen Unterschiede, allein ihre Natur wie ihr Beruf findet nur im Kreise der Familie die volle Ausbildung. „Die Familie muß politisch emancipirt werden, dann sind die Frauen emancipirt.“

Das klingt fast wie ein delphischer Orakelspruch und Nicht zählt zwar

vielerlei auf, was er nicht thun wolle, aber das, was wirklich zu thun sei, läßt er im Dunkeln. Sein einziger Vorschlag kommt darauf heraus, die passive Wählbarkeit zum Parlament auf Ehemänner zu beschränken. Zu welchem Zweck? Etwa um die Zahl der Ehelosen zu vermindern? Im Gegentheil, Niehl wünscht eher eine Verminderung der Ehen; denn wer sich keinen genügenden Hausstand gründen kann, soll auch nicht heirathen. Die Zahl der Ehelosen soll bleiben, soll sich sogar noch vermehren, aber — — alle Ehelosen sollen genöthigt werden, sich als dienende Glieder einer Familie anzuschließen!

Das ist also der Weisheit letzter Schluß. Soll man sich nun darüber ärgern oder lachen? Niehl schildert mit großer Beredtsamkeit die Nachtheile, die es für ein Mädchen hat, als Gouvernante oder von ihrer Hände Arbeit, oder von Schriftstellerei zu leben. Wovon soll sie aber denn leben, wenn sie nichts hat? Ist denn die Stellung eines Dienstmädchens ehrenvoller, als die einer Gouvernante? Soll die Familie sie umsonst aufnehmen, um sie als ein unschädliches Hausthier in den Stall zu sperren, dem jeder Angehörige der Familie gelegentlich einen Fußtritt gibt? — Herr Niehl, Herr Niehl, es ist viel leichter, bunte Zustände bunt auszumalen, als auf ernsthafte Fragen eine vernünftige Antwort zu geben, und Sie, dessen Antwort in einem mitleidigen Achselzucken besteht, haben keine Ursache, sich über die Nationalökonomien, die wenigstens eine bestimmte Antwort suchen, so geringschätzig auszubringen. — Auch ist grade in dieser Beziehung der bittere Hohn gegen die amerikanischen Zustände übel angebracht. In dem stolzen Selbstgefühl des amerikanischen Dienstboten seinem Brotherrn gegenüber mag einige Uebertreibung liegen; es ist aber doch jedenfalls besser, als die Sitte der guten alten Zeit, wo der Brotherr seine Dienstboten, der Meister seine Lehrlinge von Morgens bis Abends prügelte, um sich eine angenehme Motion zu machen. Das Proletariat ist ein großes Uebel, aber die Leibeigenschaft ist ein viel größeres.

An diese allgemeinen Auseinandersetzungen über das Wesen der Familie und des Hauses schließt sich ein höchst liebenswürdiges und interessantes Genrebild über die bürgerliche Baukunst. An sich würde es nichts schaden, daß nicht nur der leitende Gedanke, sondern auch zum Theil die einzelnen Bilder aus Reichensperger entlehnt sind, da der Verfasser mehre eigne sehr artige Einfälle hinzugerhan hat; aber es würde doch schicklich gewesen sein, auf die Quelle hinzuweisen. Die Schilderung der Wohnungen aus der guten alten Zeit im Vergleich mit den gegenwärtigen Kasernen ist allerliebste, aber die Hindeutung auf eine praktische Anwendung dieser Grundsätze ist nur komisch zu nennen. Wenn Niehl den Wunsch ausspricht, daß jede Familie ihr eignes Haus habe, so stimmen wir diesem Wunsche im höchsten Grade bei; aber wenn er sich erkundigen wollte, was in einer großen Stadt der Boden kostet, so würde er sehr bald einsehen, daß das nur fromme Wünsche sind. Nur sehr reiche

Leute können in unsern Tagen ein eignes Haus haben. Nebenbei halten wir es doch für einen großen Gewinn, daß die modernen Häuser ihren Bewohnern Luft und Licht verstaten. Die beständige Kellerluft und die Finsterniß in den alten Häusern mag etwas Romantisches haben, aber der Gesundheit war sie gewiß nicht förderlich. Auch daß jeder Einzelne, sobald er mündig geworden ist, sich nach einer eignen Stube sehnt, wo er sich zu Hause fühlt und wo er unumschränkter Herr ist, halten wir für einen wesentlichen Fortschritt unsrer Bildung.

Daß unsre sogenannte classische Literatur dem hohen Werth des Familienlebens nicht gerecht geworden ist, wird sehr richtig hervorgehoben; auch in dieser Beziehung sind wir besser, als unsre Väter. Wunderlich genug klingt es, wenn auf der einen Seite das deutsche Kneipenleben als ein anerkennenswerthes Streben, im Schoß einer Familie zu sein, gefeiert und gleich darauf als die Zerstörung des deutschen Familienlebens gebrandmarkt wird. Niehl ist eben nicht Herr über seine Einfälle; auch darin spricht er sich als Feuilletonist aus. — Ganz wunderbar ist die Vertheidigung der alten halbtollen Schmausereien und des sinnlosen Lurus, der früher bei den großen Familienfesten Sitte war, und dem die Polizei mit Recht gesteuert hat. Das wahre Vergnügen an diesen Festen war gering und es wurde mit schweren Opfern erkauft.

Daß Niehl die mehr und mehr einreisende Subjectivität beklagt, und die Unsitte, seine Privatgefühle in Tagebüchern aufzuzeichnen, anstatt die wirklichen Denkwürdigkeiten der Familie zu fixen, lächerlich macht, ist sehr zu loben; nur vergißt er dabei, daß dieses psychologische Raffinement einen ältern Ursprung hat, als die französischen Romane; er vergißt, daß in der katholischen Kirche seit der Zeit der Casuisten die Beichtväter förmlich darauf eingeübt wurden, in den Beichtkindern die abnormsten Gefühle zu entwickeln, sie aus ihnen herauszulocken oder in sie hinein zu dichten. Die Selbstschau unsrer jungen Damen (denn bei Männern sind Tagebücher doch wol selten) ist sehr lächerlich, aber sie hat doch nicht jenen üblen Beischmack, der aus der Forschung nach geheimen Gedankensünden hervorgeht. Niehl ist eifrig beschäftigt, die Vorzüge der katholischen Kirche hervorzuheben; er möge sich einmal die Anweisung für die Beichtväter zu verschaffen suchen, es gehört das auch in eine Naturgeschichte des Volks.

Von dem dritten Band springen wir sofort zum ersten über, der den Titel führt: Land und Leute. Er besteht aus einer Reihe von Genrebildern, die im Grunde unter sich keinen weitern Zusammenhang haben, als den ähnlichen Gegenstand. — Das Capitel über das Volk als Kunstobject, d. h. über die Darstellungen des Volks in Literatur und Malerei, ist vortrefflich, obgleich auch hier wieder manche Beobachtungen falsch sind. So stellt er z. B. zwischen den deutschen und den französischen Zeitungen den Gegensatz auf, daß die letzteren

in der Regel oder wenigstens oft ausschließlich politisch sind, während bei den erstern die socialen Beziehungen das Hauptinteresse bilden. Er möge einmal eine gut redigirte französische Zeitung, wie das Journal des Débats, ins Auge fassen, so wird er finden, daß die specifsche Politik weit hinter den Klatsch aus dem Privatleben zurücktritt, und daß die größte Feinheit nicht auf die politischen Leitartikel, sondern auf diese Chronik der socialen Neuigkeiten verwandt wird. Eine ausschließliche politische Zeitung, wie die deutsche Zeitung es war, kennt eben nur Deutschland. — Es folgen eine Reihe niedlicher Idyllen: Feld und Wald, Wege und Stege, Stadt und Land, die als solche sehr angenehm zu lesen sind, die aber nicht den Anspruch darauf machen sollten, irgend einen Beitrag zur wissenschaftlichen Lösung der socialen Fragen zu bieten. Die durchgehende Polemik gegen die Nationalökonomien ist sehr übel angebracht, da die Volkswirtschaft bei uns längst aufgehört hat, einseitig mit mechanischen Productionskräften zu rechnen. Die moralische Bedeutung der volkswirtschaftlichen Einrichtungen wird von der neuern Wissenschaft ebenso in die Waagschale gelegt, wie die materielle. Zuweilen erregt Niehl durch seine humoristische Form das peinliche Gefühl der Unsicherheit, ob er im Spas oder Ernst spricht. Man höre folgende Deduction Seite 61: „Man sagt verschiedenen tiroler Gemeinden nach: sie hätten in alter Zeit ihre Straßen absichtlich nicht an den Bergen her, sondern über die Berge geführt, damit die Reisenden und ihr Geld recht lange im Land bleiben und die Fuhrleute gehörig für Vorspannpferde zahlen möchten. Das gemahnt an die Politik deutscher Postverwaltungen, welche unbedenklich auch die krumme Linie als die kürzeste zwischen zwei Punkten annahmen, wenn es galt, einem im geraden Wege liegenden auswärtigen Postbesitzer ein paar Kreuzer Transitporto abzuwachen und die Briefe möglichst lang im eignen Bezirk zu behalten. Es steckt aber auch ein tieferer Sinn hinter jener angeblichen Praxis der Tiroler. Als man in alten Zeiten Straßen baute, individualisirte man das Land; die Straße schuf eine Masse neuer Anstadelungen, neue Städte, neue Dörfer. Wenn wir dagegen heutzutage die echt modernen Straßen, nämlich Chaussees, Eisenbahnen und Dampfschifflinien anlegen, so centralistren wir das Land; diese Straßen ruiniren die kleinen Städte, schaffen dagegen den großen einen riesigen Zuwachs an Macht und Ausdehnung. Der Fußweg, der Feldweg, die alte Heerstraße führten die Städte ins Land hinein; unsre neuen wunderbaren Straßenbauten des Weltverkehrs führen die Stadt zur Stadt und — das Land in die Stadt. Darum war es im Geiste des mittelalterlichen Wegbausystems durchaus nicht widersinnig, die Reisenden auf möglichst langer Linie im Lande herumzuführen.“ — Der wunderliche Eindruck dieser Auseinandersetzung wird noch dadurch verschärft, daß Niehl den Städten im vollen Ernst den Rath gibt, die Straßen krumm zu bauen.

Jetzt folgt der Glanzpunkt des Buchs, die Schilderung der einzelnen Land-

schaften, die der Verfasser genau kennen gelernt hat, namentlich des Rheingaus, der südlichen Districte des Baierlandes, Rügens und des Westerwaldes. Zwar leiden auch diese Schilderungen an dem Bestreben einer falschen Verallgemeinerung, aber es werden uns so viel interessante Blicke in das wirkliche Volksleben eröffnet, daß wir dem Verfasser nur dankbar sein können. Zudem stimmen wir in politischer Beziehung im Wesentlichen seinen Ansichten bei.

Niehl findet in der deutschen Volks- und Staatenentwicklung drei Gruppen: das centralisirte Norddeutschland, das centralisirte Süddeutschland und das individualisirte Mitteldeutschland. Zu dem ersten wird man außer Preußen, in dem jene Centralisation den klarsten Ausdruck gewonnen hat, auch Hannover, Mecklenburg und Holstein rechnen, die durch ihre geographische Lage, wie durch die Volksitten eigentlich dazu bestimmt sind, mit dem preussischen Ländergebiet zu einem Staat vereinigt zu werden. Niehl setzt sehr richtig auseinander, wie die Existenz eines charakterlosen Mitteldeutschland, dessen dauerndes Interesse darin liegt, sich dem schwächeren Großstaat anzuschließen und den stärkeren entschlossen zu bekämpfen, das Elend Deutschlands hervorgerufen habe, daß der Norddeutsche und der Süddeutsche, so scharf sie sich anscheinend entgegengesetzt sind, dennoch im innern Kern ihres Wesens zueinander viel mehr Verwandtschaft haben, als zu den Mitteldeutschen. Freilich bricht er auch hier wieder seiner Entwicklung die Spitze ab. Aus seinen Schilderungen geht unwiderleglich hervor, daß die Existenz Mitteldeutschlands nur eine Scheinexistenz ist. Statt aber zu der natürlichen Folgerung zu kommen, daß der Lauf der Geschichte wahrscheinlich diese unorganische Masse einer der schon entwickelten organischen Staatenbildungen zuführen wird, kommt er plötzlich auf den Einfall, Mitteldeutschland werde doch wol aus sich heraus ein eignes Lebensprincip entwickeln. — Der Definition der Kleinstaaterei treten wir bei. „Der kleinste Staat ist kein Kleinstaat, so lange der Verwaltungsaufwand zu den Verwaltungeten, so lange die beanspruchten politischen Rechte zu den politischen Leistungen in richtiger Proportion stehen. Es kann sogar ein großer Staat zur Kleinstaaterei herabsinken, wenn er mehr zu sein prätendirt, als er wirklich sein kann.“ Nur möchten wir der Deutlichkeit wegen hinzufügen, daß zu jenen beanspruchten politischen Rechten, die nothwendigerweise auch eine Macht verlangen, auch die unbedingte Souveränität zu zählen ist.

Die Darstellung der kirchlichen Verhältnisse enthält im Einzelnen viel Schönes. Es ist gut, daß laut und vernehmlich constatirt wird, daß die kirchliche Macht noch wirklich besteht. Vortrefflich ist die Würdigung des strauss'schen Märklin. „Als er glaubt, daß die Wissenschaft über den materiellen Inhalt der Religion hinausgehend das letzte Wort gesprochen habe, da kann er nicht mehr predigen. Und nun beginnt bei ihm erst recht jener innere Kampf, der eine so große Rolle in der Sittengeschichte der neuern Zeit spielt. Die

Gegner drängen zu dem Geständniß, daß er nicht mehr auf kirchlichem Boden stehe, auf Niederlegung des Amtes. Die Ehrlichkeit der eignen Ueberzeugung tritt in Widerstreit mit jedem Wort, jeder Handlung seines geistlichen Berufs. Was soll der mit sich selbst Zerfallende beginnen? . . . In diesem innern Kampfe vereinsamt der gequälte Denker vollends. Das Volksbewußtsein wird ihm immer fremdartiger, das öffentliche Leben gleichgiltig. . . . Dieser falsche wissenschaftliche Aristokratismus, den die kleinen politischen Thatfachen, aus denen sich übrigens die großen zusammensetzen, kalt lassen, weil sich nicht sofort ein philosophischer Verstand darin entdecken läßt, hat sich an der ganzen gebildeten Welt schwer gerächt. . . . Sie wußte nicht, was beginnen, als plötzlich die rohe Masse das große politische Wort nahm. . . . Es ist die Buße für die Vereinsamung, in welche sich der Gebildete und vollends der Gelehrte von dem Volksleben zurückgezogen hat, seinen Gedankenkämpfen in stolzer Abgeschlossenheit nachgehend.“ — Trotz seiner vielfachen Beschäftigung mit dem Volksleben nimmt aber Niehl selbst doch einigermaßen diese Stellung des einsamen Gebildeten ein. So z. B. wenn er dem Protestantismus die principielle Toleranz gegen den Katholicismus zuschreibt. Der echte Protestantismus ist ebenso intolerant gegen die katholische Kirche als diese gegen ihn; nur der Indifferentismus und die Doctrin gestehen dem Gegner das ebenbürtige Recht der Existenz zu. (Schluß folgt.)

Aus dem Lager des Beamtenproletariats.

Aus Oestreich.

Zu den vielen verfehlten Hoffnungen, welche die von allen Seiten sehnsuchtsvoll erwartete und mit freudiger, allgemeiner Theilnahme begrüßte politische Reorganisation unsres Kaiserthums uns hinterließ, gehört ohne Zweifel das Inslebentreten jener nothwendig gewordenen Reformen, welche den Zustand des österreichischen Beamtenwesens den Verhältnissen unsrer Zeit entsprechend umwandeln sollten. Eine Broschüre, welche 1848 die grellsten Mißstände des damaligen Beamtenthums beleuchtet, liegt vor uns, und gewährt uns einen interessanten Vergleich mit den gegenwärtigen Zuständen, aus dem wir das wenig trostreiche Resultat ziehen, daß alles so ziemlich beim Alten geblieben ist. Noch immer spielt das Protectionswesen die Hauptrolle bei der Besetzung von Dienststellen und Beförderungen; noch immer muß der mittellofeste Beamte, wenn er auf sein Ansuchen überetzt wird, die Reiseauslagen aus Eignem bestreiten; noch immer besteht das grellste Mißverhältniß in der üblichen Pensionsnorm zwischen dem minder besoldeten Beamten und dem höher besoldeten